

Die Flachstrecke: Wohn-Erinnerungen, D-Ost

Köhle-Hezinger, Christel

Veröffentlichungsversion / Published Version

Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Köhle-Hezinger, C. (2015). Die Flachstrecke: Wohn-Erinnerungen, D-Ost. *Informationen zur Raumentwicklung*, 5, 461-465. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-65334-8>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Die Flachstrecke Wohn-Erinnerungen, D-Ost¹

Christel Köhle-Hezinger

Moden gab und gibt es allerorten für Verhaltensweisen von Menschen und bezüglich aller Sachen, mit denen sie ihr Leben ausstatten. Moden sind Momentaufnahmen in Prozessen gesellschaftlichen Wandels. Dabei wechselt oft auch nur die Bezeichnung des Tuns oder der Dinge und weniger der Gegenstand oder die Funktion an sich. So kann der kulturwissenschaftliche Blick auf das uns umgebende Mobiliar lokale Besonderheiten, Kontinuitäten und Brüche eröffnen.

*„Suche die gute alte Flachstrecke ...“
„... schon viel gehört, aber Flachstrecke Question tut mir leid“
(Einträge im Internet bei Google und eBay 17.12.2009)*

*„A lowboy is a small table with one or two rows of drawers,
in contradistinction to the tallboy or highboy chest of drawers ...“
(www.wikipedia.org/wiki/Lowboy)*

*„Lowboy novel by John Wray, compelling, compassionate, and deeply unsettling“
(www.amazon.de)*

*„Ein Lowboy ist ein unnützes Möbel ... Ein Highboy nicht.“
(John Wray, Retter der Welt, 2009, zit. n. DIE ZEIT Nr. 27, S. 49)*

Verortung

Wohn-Erinnerungen sind zunächst und vor allem Kindheitserinnerungen. Sie lehren – über Wörter und Sachen – früh die Kunst der Distinktion: Eigenes und Fremdes, Neues und Altes, Schönes und weniger Schönes zu sehen, wahrzunehmen und zu unterscheiden. So sind meinen ersten Wohn-Erinnerungen Namen, Orte und Materialien eigen, die biographische Spurensuche ebenso ermöglichen wie wissenschaftliche Nachforschungen. Und die, wie im nachfolgenden Essay, Forschungsneugier und -interesse in wenig bestellten Forschungsfeldern wecken.

„Wörter und Sachen“, jener im Jahre 1898 von Rudolf Meringer postulierte Forschungszugang der Realienkunde wurde von Ruth Mohrmann in ihrer Habilitationsschrift 1990 mit Tamàs Hofers Begriff der „Sachuniversa“ verbunden und problematisiert. Der Blick auf die „Welt der Dinge (...) in der Wohnkultur vom 16. bis zum

20. Jahrhundert“ erfordere, so Mohrmann, aufgrund einer „der problematischsten Gefahrenstellen“ im Verhältnis zwischen Wörtern und Sachen stets zwei Fragen: „Ändert sich der Gegenstand bei wechselnder Bezeichnung oder wechselt gar die Sache bei gleichbleibender Bezeichnung?“ (Mohrmann 1990: 42 ff.). Als Beispiele dienen ihr die Koffertruhe und das „Schapp-Schrank-Problem“, das Uwe Meiners „für stadtmünsterische Verhältnisse im 17. und 18. Jahrhundert“ aufgeworfen hatte und das Mohrmann in Braunschweiger Inventaren seit dem 16. Jahrhundert verfolgt. Zu erkennen und methodisch anzugehen in der Sachkulturforschung sei die auch von Helmut Ottenjann als zentral benannte Gefahr, „die Diffusion von Wörtern, nicht aber die von Sachen zu untersuchen“ (ebd.: 44). Diese Erkenntnis aber sei „allein noch kein ausreichendes Remedium“ – es gelte vielmehr, „die Mängel der Quelle immer wieder in die Analyse einzubeziehen und, wo es möglich ist, die Frage von den Gegenständen her zu beantworten“ (ebd.: 49).

(1)
Erstabdruck in: Hartmann, Andreas, et al. (Hrsg.), 2011: Die Macht der Dinge. Symbolische Kommunikation und kulturelles Handeln. Festschrift für Ruth-E. Mohrmann. Münster, S. 219–225.

Prof. Dr. Christel Köhle-Hezinger ist Volkskundlerin und war bis 2011 Professorin für empirische Kulturwissenschaft an der Friedrich-Schiller-Universität in Jena. christel.koehle-hezinger@uni-jena.de

Kommode und Kredenz

Die Kommode, ein in seiner Funktion „schon in der Antike und seit dem Mittelalter geläufiges und bekanntes Möbelstück“, wurde 1718 erstmals beschrieben in einem Brief der Liselotte von der Pfalz aus Versailles. Ein Haushaltlexikon definiert das Novum eine Generation später, im Jahre 1749 als einen „tisch-schrank, worin kleider und wäsche gethan werden“ (ebd.: 77).

Die Kommode, so belegt Mohrmann aus Braunschweigischen Inventaren, war „ein bedeutender Stil- und Modeträger, auch das Möbelstück selbst ist vielfältig variiert worden als Spiegel-, Schreib-, Wasch-, Pfeiler-, Kleider- oder Toilettenkommode“. Wechselformen wie die „Schubladenkredenz“ des 17. Jahrhunderts (ebd.: 82 f.) oder „Credenzschränke“ des 16. Jahrhunderts, 1886 von Justus Brinckmann als „Bauernmöbel“ deklariert (Deneke 1983: 32), öffnen den Blick für den Wandel der Dinge und der Materialien, der sozialen Gefüge und Zuordnungen: Es ist der Blick auf Innovation und Distinktion.

Kredenzen überlebten in Restbeständen bis ins 20. Jahrhundert: in Museen und Magazinen, in differierenden Materialien, Formen, unter vielen Namen, in Monographien und Wörterbüchern. Und in manchen Wohnzimmern: Meinen Wohn-Erinnerungen gehören beide an – sie sind zudem verbunden mit klaren generativen Zuordnungen.² Zum Wohnzimmer meiner Großeltern, 1913 verhehlicht, gehörte ein massiger Büffett-schrank, Eiche massiv, sowie eine Kommode mit drei breiten Schubladen, Nussbaum furniert. Zur Ausstattung des elterlichen Nussbaum-Wohnzimmers hingegen, 1941 ausgestattet, gehörten ein Büffett mit Glasvitrine und eine so genannte Kredenz; Letztere war das einzige Möbel dieser Art und eines solch fremden Namens. Die Kredenz war halbhoch, hatte zwei Schubladen, darunter zwei Türen – und sie war ein klar männlich definiertes Territorium. Die Kredenz war ein väterliches Verwahrn Möbel, sie war Tabuzone. Gleiches galt für den Großvater und die Kommode – auch sie war sein Heiligtum. Gelernt hatte ich hier bereits durch Anschauung, was – viel später – Forschungserkundungen belegten: Dass es männliche und weibliche Möbel gab, Zuordnungen nach Generation und nach

Geschlecht ebenso wie nach Region und Stand. Und auch, dass es keine Monokultur wie die der sogenannten Bauernmöbel gab. Im Kontext der eigenen Herkunft, das heißt der süddeutschen Weingärtnerkultur (für die „weinbäuerlich“ ein Unwort, fast Beleidigung war und bis heute ist) gab es zwar hie und da noch alte bemalte Schränke, aber sie waren in den 1950er-Jahren alle ausrangiert, auf der „Bühne“ (gemeint: auf dem Dachboden). In den Wohnzimmern jedoch – auch wenn sie noch Stuben hießen – hatten auch in ländlich-agrarischen Regionen um 1800 mit den Kommoden die Furniermöbel Einzug gehalten (vgl. Becker 1984; Deneke 1984; Hacke-Reuter 1987: 48–58; Mohrmann 1990): wie zum Beispiel jene Kommode meines Weingärtner-Urgroßvaters, neben stattlichen, „bürgerlichen“ Sekretärschränken; einen solchen hatte der Dorfarzt, so wurde erzählt (und konnte man durch die Fenster sehen) einmal für eine Krankenbehandlung ‚eingetauscht‘. Weingärtnerkultur, so belegten später eigene Studien, war nicht an bäuerlicher, sondern an städtisch-bürgerlicher Kultur orientiert. Stadtnähe, Märkte, Waren- und Weinhandel schufen Austausch, Anschauung und Kulturkontakt.

Postmoderne Wohnwenden?

Freilich waren diese stadtnahen traditionellen Milieus in den 1950er Jahren längst aufgebrochen durch Industrialisierung, Urbanisierung und Migration. Es gab nun im Ort fremde Familien, fremde Ethnien und Dialekte, fremde Wohnungen und fremdes Mobiliar in alten und neuen Varianten; so ein „Vertiko“, das Geschirre barg und Nippes zur Schau stellte, ähnlich jenem „Glas-schrank“ der bäuerlich-fränkischen Verwandtschaft oder dem später im Museum als „Tressur“ verzeichneten Verwahrn Möbel.³

Aus der Mode, aus dem Blick und außer Gebrauch waren sie nun alle gekommen – Tressur, Vertiko, Kommode, Kredenz, Büffett. Sie galten seit Wirtschaftswunder, Ess- und Wohnwelle als unmodern und – in Wort und Sache – als altmodisch, gestrig. Und sie waren vollends vergessen, seit der Siegeszug der massiven Wohnzimmer-Stollen-Schrankwand begann. Klein- und Einzelmöbel ebenso wie vereinzelt gehängte Regale („String“) löste sie ab und nahm, als

(2) Dies gilt nicht nur für Generationen, auch für Kollegien und Kohorten: Mit Ruth Mohrmann verbindet die Verfasserin derselbe Jahrgang – und damit ähnliche Zeit- und Kindheits-Erfahrungen; wengleich in einer deutlichen Nord-Süd-Differenz: Niedersachsen versus Schwaben.

(3) Die überaus reiche regionale Möbelliteratur kann hier nicht ausgebreitet werden; exemplarisch verwiesen sei – zu den hier genannten Regionen – auf die einschlägigen Forschungen und Publikationen der Freilicht-museen in Bad Windsheim und Schwäbisch Hall-Wackershofen (als Neuansätze in Mitteldeutschland Moritz 2003 und Helmboldt 2004).

flächendeckendes Wandmöbel, alles in sich auf: Hausbar und Geschirre in Schrankteil-Elementen, Nippes und Bücher in Regalen, Radio- und Fernsehgeräte sowie Plattenspieler auf Einzelborden oder in diversen Schrankteilen (Tränkle 1972).

Ihr Aufstieg war ebenso rasant wie ihre Zuordnung. Als Wohnzimmermonster und Spießertum zog sie den Spott von Intellektuellen und Individualisten auf sich. Und sie forderte, als Gegenbewegung, Reaktion und Distinguierung, die Auflösung der Schrankwände in Design- und Einzelstücke, Kombinations- und Antiquitäten-Teile geradezu heraus.

Im Sinne einer *Longue durée* scheint das Fortleben der Schrankwand heute dennoch gesichert. Möbelangebote in Farbprospekten, aus Wohnwelten und -paradiesen bilden stets neu das ab, was nach wie vor gültige, stattliche und „komplette Wohnzimmer-Ausstattung“ zu definieren scheint – als Traumland und als Sachgesamtheit: Es bleibt die Stollenwand und die Polsterlandschaft.

Deutschland-West und -Ost scheinen diese Wohn-Erfahrungen zu verbinden – vor und nach der deutschen Einigung. Wohnerleben und Wohn-Erinnerungen der Volkskunde-Studierenden, die seit 1998 in Jena das neue Fach studierten, waren mehrheitlich geprägt vom Wohnen in der „Drei-Raum-Wohnung“ in der Platte (Österreichisches Museum für Volkskunde 1999). Einheitliche Grundrisse bedingten Stellordnungen, Funktionen und Details. Im Wohnzimmer stand der Esstisch meist an der Durchreiche, als dem „Fenster zur Küche“ (Ehm 2008: 4); daneben Sitzgruppe und Schrankwand und, soweit noch Raum vorhanden, die sogenannte Flachstrecke.

Die „Flachstrecke“, so zeigten die ersten Beschreibungsversuche, erinnerte an westliche Anrichten – und, im Tableau der eigenen Wohn-Erinnerungen-West, an jenes neue schicke Möbelstück, das in meiner Erinnerung zur Zeit der ersten Skandinavien-Welle aufgetaucht war als „Sideboard“: langgestreckt und flach, aus Teakholz oder auch weiß. Anfangs meist als „Siedebord“ (sic!) heimisch gemacht und eingedeutscht, wurde es in deutschen Wohnzimmern zum Indikator: Im modernen Wohnen kam dem

Sideboard – auf Zeit zumindest – eine wichtige Rolle zu (Deneke 1983). Sideboard und Anrichte sind heute wieder in Mode, waren aber lange Zeit, in Wort und Sache, weit hin verschwunden. Aus meinem Möbelgedächtnis ist das Sideboard – zusammen mit Dansk design und den Teakmöbeln, bevor die hellen Fichtenmöbel von Ikea kamen – lange schon verschwunden.

Flachstrecken-Forschungen

Mit den beiden ersten, eher zufällig dem Thema „Wohnen in der DDR“ zugewandten Dissertationen am Jenaer Lehrstuhl für Volkskunde/Empirische Kulturwissenschaft (Meggle-Freund 2003; Gentner 2004/2007) kam die Anrichte wieder: als Flachstrecke.

Cortina Gentners Studie „WohnWenden“, eine Langzeitstudie zum Wohnen der Ostdeutschen nach der sogenannten Wende, belegt sie anhand wohnbiographischer Interviews für verschiedene Milieus: „Das Vertiko, das hatten wir dann als erstes ... Und haben dann von Bekannten, (...) die in den Westen gegangen sind, die Flachstrecke bekommen. Die wollten sie nicht mitnehmen. Ich war zwar nicht so begeistert, weil wenig Stauraum war“ – so wird erzählt im zweiten Fallbeispiel „Die helle Ofenwohnung“ (ebd.: 125).

Im dritten Fallbeispiel „Die maßgeschneiderte Wohnung“ findet sich ein weiterer Beleg: „Das Wohnzimmer ist großzügig, hell und geräumig eingerichtet – anstelle (für Stauraum sorgend) der entsprechenden Anbauwand steht an zwei Wänden jeweils eine helle ‚Flachstrecke‘ ...“ (ebd.: 143). Die Wende bringt eine neue Vielfalt, die Wohnwende dupliziert die Möbel: statt einer gibt es nun an zwei Wänden eine Flachstrecke. Denn, so Frau W. 1997: „Früher war’s eben doch relativ egal, weil, man wusste eben, jeder hatte fast die gleiche Anbauwand ...“ (ebd.: 156).

Die Flachstrecke schien ein lohnendes Forschungsobjekt, um die „Macht der Dinge“ im Nachleben und Erinnern und im Kontext von Ostalgie zu verfolgen. Erste Feldbeobachtungen und Befragungen ergaben – bei den Älteren, in der Wende- und Nachwende-Generation – jedoch unerwartete Befunde: Die Flachstrecke ist dem indivi-

duellen Wohn-Gedächtnis wie dem kulturellen Gedächtnis entwichen, und sie spielt auch im aktiven Möblierungsdenken keine Rolle mehr. Auf meine Fragen folgten daher Absagen und Gegenfragen: „Flachstrecke? was war das denn noch? Ach ja, da gab's ja mal so 'ne Teile ...“ Oder einer schrieb mir: „Leider kenne ich das Wort nicht, und ich habe es auch nie gekannt. Das kann daran liegen, dass meine Wohnzimmer immer so klein waren ... Ich wüsste auch niemanden, der ein solches Teil besessen hätte.“

Flachstrecke als Metapher

Heute, 25 Jahre nach der Wende, scheint die Flachstrecke unwiderruflich tot. Wort und Sache scheinen vergessen, andere Möbel, Möbelnamen, Bedürfnisse und Wohnstile traten an die Stelle des schmalen Wandmöbels. Freilich scheint im Rückblick ihr Platz wenig allgemein, eindeutig oder gar stabil gewesen zu sein – so zumindest die Retrospektive der durch westliche Wohn-Erinnerungen geprägten Forscherin. Sie kann freilich nur vorläufige Mutmaßung sein, da „es so gut wie kein empirisches Material über Wohnungseinrichtungen in der DDR gibt“ (Godau 1994: 117). Die genannten Dissertationen von Cortina Gentner und Margarete Meggle-Freund am Jenaer Lehrstuhl arbeiteten zwar empirisch; sie betrieben Gegenwartsforschung mit qualitativen – vornehmlich biographischen – und nicht mit quantitativen Methoden.

Ost-West-Zuordnungen sind meist eindimensional, sie geben Eindeutigkeiten vor. Dabei verdecken sie Binnendifferenzierungen und Milieus ebenso wie das, was „im Westen“ der Republik als kulturelle Selbstverständlichkeit begriffen und erforscht wird. Zum Beispiel die „Nord-Süd-Unterschiede“ (Wiegmann 1985) oder die Differenzen zwischen Stadt und Land, zwischen Regionen und möglicherweise Mentalitäten. Solche Differenzierungen, aus Sicht historisch-kulturwissenschaftlicher Forschung unabdingbar, waren und sind – in der zentralistischen DDR, aber auch in unkritisch-ostalgischen Rückblicken und in westlichen Blicken auf Deutschland-Ost ein bis heute meist übersehenes und gering geschätztes, oft jedoch auch vermiedenes und heikles Thema.

„Contextual and comparative“: Diese Forderung, für Religionsstudien von Natalie Zemon Davis formuliert (1982: 323), muss für Kulturstudien generell gelten. Vergleichende und präzise differenzierende Forschungen solcher Art sind im Feld der deutschen Binnen-Kultur-Forschung geboten, und sie sind lohnend. Auch im Falle der scheinbar marginalen Flachstrecke, jenem kleinen und vergessenen Möbel mit dem wenig klangvollen Namen, dessen Herkunft aus der technischen Fachsprache (zwar bereits im Deutschen Wörterbuch von Jacob Grimm erwähnt) vorerst leider noch im Dunkel bleiben muss.

Als Kleinmöbel und Zeuge der DDR-Wohnkultur verweist sie auf vergessene andere „Strecken“. In einer Studie zum „Möbelprogramm Deutsche Werkstätten (MDW) in der DDR“, überschrieben mit „Hunderter von Varianten“, verfolgt Andreas Ludwig die „Revolution in der Produktkultur“, die 1967 von Hellerau ausging und von der Wohnzeitschrift „Kultur im Heim“ – zunächst freilich in der Fachwelt – verbreitet und als Synthese von Funktionalität und industrieller Produktion gefeiert wurde. Auf der Leipziger Herbstmesse 1967 erhielt das auf Modulen und Selbstmontage basierende Möbelprogramm als „Erzeugnis hervorragender Qualität“ eine Goldmedaille. Seit 1974 wurden „nur noch teilverklebte Körper“ gefertigt. Eine Rechnung aus dem Jahre 1972 belegt: Der Preis für eine MDW-Schrankwand inklusive Montage „entsprach knapp dem Vierfachen eines durchschnittlichen DDR-Monatslohns in dieser Zeit“ (Ludwig 2006: 10). Mit dem Besitz von MDW – einer Produktlinie, die die Käufer vom Massengeschmack abhob – verband sich möglicherweise eine spezifische Distinktion und ästhetische Kompetenz, an der sich Gleichgesinnte aus Kultur und Wirtschaft erkannten. Die Schrankwand war – in ihren Varianten, in ihrer Distinktion – bis zum Ende der DDR der „vor die Wand gestellte Stauraum“ (ebd.: 12). Beim Aufbau der Museumssammlungen in Eisenhüttenstadt konnte Andreas Ludwig diese These „teilweise bestätigen, aber daneben waren es auch ganz normale Bürger, die das System gekauft hatten. Wesentlicher als der kulturelle Bildungsgrad scheint die Zugehörigkeit der Möbelbesitzer zu einer Generation zu sein, die dem funktionalen Gedanken

verbunden war.“ Das System sei offenbar auch „zweckentfremdet (worden), um im Eigenbau die Wohnung sachgerecht auszurüsten. Dem Vernehmen nach wurden unzählige Teile von MDW in Garagen und Wochenendhäusern verbaut“ (ebd.: 13).

Systemmöbel und Module als Bricolage – diese wichtige Erkenntnis ist für die DDR-Kultur zugleich Metapher. Die Module sollten helfen, vor allem normierte Neubauwohnungen optimal zu nutzen. Die Schrankwand war dabei der Kern, das Standbein. Ein mögliches Spielbein aber, die kleine Spielform daneben: Das war die Flachstrecke.

Literatur

- Becker, Dörte, 1984: Bäuerliche und bürgerliche Möbel aus dem Westmünsterland. Münster.
- Deneke, Bernward, 1983: Bauernmöbel. Ein Handbuch für Sammler und Liebhaber. München. (Darin besonders die Kapitel „Borde und Anrichten“, S. 86–89 sowie „Kleinform“, S. 89–91).
- Ehm, Linda, 2008: Kochen im Fernsehen. Eine kulturwissenschaftliche Annäherung (Magisterarbeit an der Philosophischen Fakultät der Friedrich-Schiller-Universität). Jena.
- Gentner, Cortina, 2007: WohnWenden. Wohn- und Wendegeschichten aus Brandenburg (Dissertation an der Friedrich-Schiller-Universität 2004). Münster.
- Godau, Marion, 1994: Innenraumgestaltung in der DDR. In: Dörhöfer, Kerstin (Hrsg.): Wohnkultur und Plattenbau. Beispiel in Berlin und Budapest. Berlin.
- Grimm, Jacob; Grimm, Wilhelm, 1838 bis 1961: Deutsches Wörterbuch, Bd. 19, Sp. 1092–1098.
- Hacke-Reuter, Sabine, 1987: Die Stube im westfälischen Bauernhaus. Münster. (Darin besonders das Kapitel „Die Verahrmöbel“, S. 48–58).
- Helmboldt, Rüdiger, 2004: Bemalte Möbel aus Thüringen. Die (Groß)Breitenbacher Truhen. Hohenfelden.
- Ludwig, Andreas, 2006: „Hunderte von Varianten“. Das Möbelprogramm Deutsche Werkstätten (MDW) in der DDR. Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History, Online-Ausgabe, 3. Jg. (3), S. 1–16. Zugriff: <http://www.zeithistorische-forschungen.de/3-2006/>
- Meggle-Freund, Margarete, 2003: Zwischen Altbau und „Platte“: Alltagskonstruktionen in der Spätzeit der DDR, am Beispiel der Kleinstadt Reichenbach im Vogtland (Dissertation an der Friedrich-Schiller-Universität 2003). Jena.
- Mohrmann, Ruth-E., 1990: Alltagswelt im Land Braunschweig. Städtische und ländliche Wohnkultur vom 16. bis zum frühen 20. Jahrhundert (2 Bände). Münster.
- Moritz, Marina, 2003: Möbel aus Thüringen. Produktion. Gebrauch. Interpretation. Erfurt.
- Österreichisches Museum für Volkskunde (mit Unterstützung des Dokumentationszentrums Alltagskultur in der DDR in Eisenhüttenstadt), 1999: Leben in der Platte. Alltagskultur in den 1960er- und 1970er-Jahren. Katalog zur Sonderausstellung vom 17.9. bis 14.11.1999. Wien.
- Tränkle, Margret, 1972: Wohnkultur und Wohnweisen. Tübingen.
- Wiegelmann, Günter (Hrsg.), 1985: Nord-Süd-Unterschied in der städtischen und ländlichen Kultur Mitteleuropas. Münster.
- Zemon Davis, Natalie, 1982: From „Popular Religion“ to Religious Cultures. In: Ozment, Steven (Hrsg.): Reformation Europe. A Guide to research. St. Louis, S. 321–341.